„Gute Nacht, Du mein herziges Kind".

Novellette von Hugo Klein.

Der Herr Hofrath von Mönchsberg konnte endlich seine Badereise antreten. Alljährlich im Frühling, gewöhnlich im Mai, begab er sich auf drei Wochen nach Karlsbad, um dort das Uebermaß von Galle loszuwerden, welches sich während seiner Amtsthätigkeit im Laufe des Jahres angesammelt hatte, und auf acht Tage in's Hochgebirge, um durch kräftige Luft die Nachkur zu fördern. Dann ging es wieder in's Bureau, wo er elf Monate Aktenstaub zu schlucken hatte. Heuer gab es aber mehr Arbeit als sonst und der Herr Hofrath konnte erst im Juni der Stadt entfliehen. Er empfand das sehr bitter, denn er war erholungsbedürftiger als je, und ein Seufzer der Genugthuun entrang sich seiner Brust, als er sich im Eisenbahncoupe installirt hatte.

Still und in sich versunken saß er in der Ecke des Coupe. Um aufrichtig zu sein — er dachte an gar nichts und freute sich, an nichts denken zu müssen. Es war so angenehm, sich auf der Eisenbahn schütteln und rütteln zu lassen, entführte ihn doch der Zug dem langweiligen Amte oder — wie er manchmal lächelnd zu sagen pflegte— dem Kreuze, das er auf sich genommen.

Und damit meinte er es sehr ernst, sein Pflichtbewußtsein war bekannt. Vier Wochen im Jahre fühlte er sich aber ledig jeder Last — und darum war ihm so freudig zu Muthe, als das Glockensignal endlich ertönte und der Zug aus der Bahnhofshalle fuhr. Er war wieder frei und gab sich ganz und gar diesem Wonnegefühl hin. Erst nach geraumer Zeit empfand er eine gewisse Langweile, und da griff er nach seinem Zeitungsblatte. Als er sich umwandte, um es von dem Sitzpolster zu nehmen, auf den er es gelegt hatte, bemerkte er, daß er im Coupe nicht allein war. Auf der andern Seite saß in der Ecke eine alte Dame. Sie blickte durch's Fenster in das Freie, und er sah ihr Gesicht nur im Profil. Ei — das Profil kam ihm bekannt vor. Und so faßte er seine Reisegefährtin genauer in's Auge. Es war eine wohlbeleibte alte Frau, sehr elegant gekleidet — das Kleid, das sie trug, war für einen Reise-Anzug beinahe zu elegant. Die fleischige Hand, von der sie den Handschuh gestreift hatte, ruhte im Schooße und hielt den schwarzen Spitzenfächer, mit dem sie sich wohl in der Coupeschwüle Kühlung zu fächeln wollte. Wo hatte er dieses Profil schon gesehen? Während er sie betrachtete, wandte sie sich auf einen Augenblick nach der anderen Seite und nun sah er ein ganz fremdes Gesicht. Die kleinen Augen verschwanden beinahe zwischen den fleischigen Backen, der Mund war formlos, die Nase zu kräftig. Auch die Dame kannte ihn nicht, denn sie wandte sich, nachdem ihn ihr Blick flüchtig gestreift hatte, wieder gleichgiltig der Aussicht zu.

Aber wo hatte er dieses Profil schon gesehen? Oder ein ähnliches? Die Frage quälte ihn, er wußte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, warum. Nun fuhr der Zug langsamer und hielt schließlich auf einer Station. Das schmucke, einstöckige Stationshäuschen war beinahe ganz von Epheu umsponnen. Die Fenster der ersten Etage waren geöffnet, um die Luft frei in das Zimmer dringen zu lassen. Dort spielte Jemand auf einem verstimmten Clavier — spielte eine alte Weise, die der Herr Hofrath sehr gut kannte. Vor vierzig Jahren machte sie als Einlage der Tenoristen in der Oper des Tages Furore. Es war ein Abt'sches Lied, das man noch heute manchmal singt, mit einem allbekannten Refrain ... Wie lautete doch die erste Strophe? ...

„All' Abend bevor ich zur Ruhe geh',
Blick' ich hinaus in die Nacht.
Und wenn ich ein helles Sternlein seh',
Das leuchtend am Himmel wacht,
Denk' ich an die blauen Aeugelein,
Die klar wie die Sterne dort sind,
Und ich rufe hinaus in die Ferne dann:
„Gute Nacht, Du mein herziges Kind!"

„Gute Nacht, Du mein herziges Kind!" Warum ergriff dieser Refrain so den Herrn Hofrath? Ach — nun erkannte er plötzlich das Profil! Oder täuschte er sich? War's nur eine Aehnlichkeit, die ihn äffnete, die sich zu der halbvergessenen Melodie gesellte, um ihn zu beunruhigen? Er konnte es nicht entscheiden. Die Zeitung zitterte in seiner Hand und scheu blickte er über das Blatt zu seiner Reisegefährtin hinüber, die noch immer gleichgiltig durch das Coupefenster blickte. Wenn sie nur ein Wort gesprochen hätte — er würde es an der Stimme erkannt haben, ob sie es war. Doch wozu wollte er das wissen? Wäre es nicht traurig gewesen, wenn sie es wirklich gewesen wäre?

Sinnend blickte er auf den Wiesenplan, an dem nun der Zug vorüberfuhr. Vor dem geistigen Auge des Hofraths erschien ein liebliches Bild — ein blonder Lockenkopf, ein volles weiches Gesichtchen mit süßen Augen, ein lachender Mund mit rothen, üppigen Lippen und kleinen weißen Zähnen .... Gute Nacht, Du mein herziges Kind!

Sie hieß Rosa Liebling und war eine Sängerin, war sein Herzensschatz in jungen Jahren. Denn der Herr Hofrath war, so unwahrscheinlich Ihnen dies auch klingen mag, auch einmal jung gewesen. Sie Alle kennen ihn nur als einen alten, weißbärtigen galligen Bureaukraten. Sie haben ihn niemals anders gesehen. Doch auch er war einmal jung, leichtlebig und frohgemuth, war sogar — wie ich Ihnen nun im Vertrauen mittheilen muß — was man ein „schlechtes Tuch" nennt. Ach, es war eine schöne Zeit! er denkt jetzt an sie zurück. Vierzig Jahre verlöschen vor seinem Auge. Er ist ein schmucker Offizier in der kleinen Garnisonstadt. Er liebäugelt mit den schönen Mädchen, er ist bei jedem Tanze, er macht Schulden. Ja, sogar Schulden macht er, und viel überdies. Und unter allen Theaterhabitues der kleinen Stadt war er es, der das Herz der schönen Sängerin eroberte, in welche die ganze Garnison verliebt war. Das war ein lustiges Leben, ein süßes Schäferspiel mit heißen Küssen, Lachen und Scherzen, übermüthigen Champagner-Soupers, tausend Tollheiten. Wie liebten sich die jungen Herzen! Er kaufte ihr die schönsten Stoffe, den prächtigsten Schmuck, er ruinirte sich für sie und war glücklich, wenn ihm das schöne Auge mit einem zärtlichen Blicke für alle Geschenke dankte. Und besonders ein herrlicher Abend haftete in seiner Erinnerung fest — es war der schönste der sonnigen Liebesfrühlingszeit — vielleicht schien es ihm nur so, weil es der letzte war. Es war eine warme Mainacht. Sie hatten wieder poculirt und gelacht und tausend Possen getrieben und mit Küssen Abschied genommen, dann ging die ganze Gesellschaft heim. Als er mit den Freunden auf die Straße gelangte, da erschien Rosa Liebling noch einmal in dem weißen Tüllkleide auf dem Balkon, rief ihnen mit lachendem Munde noch einen Gruß zu, warf ihm noch ein Kußhändchen zu. Und da sang er dann mit seiner weichlautenden Tenorstimme, inmitten der Straße, unbekümmert um die Nachbarn und Nachtwächter, das Modelied, das der Situation so gut entsprach .... das Abt'sche Lied mit dem allbekannten Refrain:

„Gute Nacht, Du mein herziges
Kind!....."

Er hatte es nicht geahnt, als er damals glückberauscht diese Worte sang, daß es sein letzter Gruß an sie war. Er hat sie nie wieder gesehen. Als er nach Hause kam, fand er einen Brief der Mutter vor, die ihm den plötzlichen Tod des Vaters meldete. Er erbat sich noch in der Nacht einen Urlaub und reiste früh am Morgen, in der Dämmerung, nach Hause. In wenigen Zeilen nahm er von Rosa Liebling Abschied. Und er kehrte nicht mehr zurück. Zu Hause fand er eine trostlose Familie. Der Vater war gestorben, sein geringes Vermögen erwies sich durch das leichte Leben des Sohnes aufgezehrt. Was sollte aus seiner Mutter werden, aus seiner Schwester, der mittellosen Wittwe mit kleinen Kindern? Er hatte Freunde im Ministerium, sie versprachen ihm ihre Protection, und so quittirte er den Dienst und wurde Beamter. Er mußte sich manche Entbehrung auferlegen, um die Seinen, die er zärtlich liebte, nicht darben zu sehen, mußte doppelten Fleiß zeigen, um rasch Carriere zu machen. Und er machte auch Carriere — wenn auch nicht so rasch, wie er es damals gehofft hatte. Sein Leben war ein Muster strenger Pflichterfüllung. Der leichtlebige, immer heitere, sorglose, glückliche Offizier war in der Versenkung verschwunden; es war nur ein strenger, eifriger, ernster Beamter vorhanden, der Erste am Morgen, der Letzte am Abend im Bureau, der halbe Nächte opferte, um sein Einkommen durch kleine Privatdienste zu erhöhen, ein pünktlicher Mann, der seine Arbeiten mit pedantischer Genauigkeit erledigte, in seinem Privatleben als etwas philiströs galt. Vierzig Jahre währte nun schon dieses Leben — vierzig Jahre trug er das Kreuz, das er auf sich genommen hatte. Als es nicht mehr nothwendig war, trug er es weiter — aus Gewohnheit. Er erhielt seine Mutter in angenehmen Verhältnissen, so lange sie lebte, er war seiner Schwester eine Stütze und verheirathete ihre Kinder. Für sich selbst verlangte er kein Glück — er fand es nur im Glücke der Andern. Mit übermenschlicher Willenskraft hatte er sein Leben in eine andere Bahn gelenkt und vierzig Jahre in derselben erhalten — und was schön und sonnig war, lag hinter den vier Decennien. In stillen Dämmerstunden träumte der Alte dann hie und da am Kamin von einem blonden Lockenkopf, einem weichen Gesichtchen mit süßen Augen, von verführerischen rothen Lippen... Was war aus der Jugendgeliebten geworden, die er nie wiedergesehen und die in seinen Träumen fortlebte, schön und blühend wie eine Rose — wie eine Rose, die niemals verwelkt? ...

Der Herr Hofrath fuhr aus seinem Sinnen auf und blickte wieder hinüber, in die andere Ecke des Coupes. Sie war leer. Die alte Dame hatte den Zug bereits verlassen. War sie es wirklich gewesen oder nicht? Nein, es war nicht möglich! Seine Geliebte blieb ewig jung, ewig schön, mit strahlendem Glanze umleuchtete sie die Erinnerung....

Eine Thräne stahl sich unwillkürlich in das Auge des Herrn Hofraths. Er lehnte den alten Kopf auf den Coupepolster zurück und schloß die müden Lider. Aber in seinem Ohre summte und summte die Weise fort, die alte Weise mit dem Refrain:

„Gute Nacht, Du mein herziges
Kind!...."

Die Fahnenkompagnie.

Militär-Humoreske von Freiherr von Schlicht.

Es war Bataillons-Besichtigung, und zur würdigen Feier dieses großen Ereignisses war in der kleinen Stadt, in der das Bataillon selbständig garnisonirte, der ganze militärische Vorgesetzte eingetroffen: der Herr Oberst, der Herr Brigade-Kommandeur, der Herr Divisions-Kommandeur und Seine Excellenz, der kommandirende General. Es war somit alles da, was gebraucht wurde, und nachdem noch am späten Abend, kurz nach der Ankunft der höchsten Excellenz, die letzten Befehle ausgegeben worden waren, legten sich Alle schlafen, denn am nächsten Morgen galt es zeitig aufzustehen. Am frühesten mußte der Hauptmann von Bebitz sich erheben, denn ihm war der ehrenvolle Auftrag zutheil geworden, mit seiner Kompagnie die Fahne abzuholen und sie nach dem großen Exerzierplatz zu bringen.

Das Abholen der Fahne hat seine Licht- und Schattenseiten. Die ersteren bestehen darin, unmittelbar hinter der Musik zu marschiren, die Schattenseiten aber darin, daß die Kompagnie regelmäßig etwas auf den Hut bekommt, denn das Abholen der Fahne klappt nie ganz: entweder wird nicht stramm genug eingeschwenkt, oder der Herr Hauptmann weiß nicht ganz genau, was er zu thun hat, oder die beiden jüngsten Leutnants bummeln, kurz und gut, irgend etwas ist immer in Unordnung. So hatte der Hauptmann von Bebitz sich seine Kompagnie sehr früh bestellt, er wollte auf dem Kasernenhof erst noch den Parademarsch und noch verschiedene andere schöne Dinge üben. Was ein Hauptmann sich vornimmt, thut er auch, wenn nicht ein Höherer seine Entschlüsse ändert, und so war denn der Herr Hauptmann morgens um fünf Uhr schon mit seiner Kompagnie thätig.

Eine Stunde später rückte die Kompagnie vom Kasernenhofe ab, und nach den Klängen der Spielleute und der kleinen Bataillonskapelle ging es durch die Straßen der Stadt nach der Wohnung des Herrn Majors. Dort stand die Fahne. Hoch und stolz aufgerichtet marschirten die Leute dahin, denn es ist eine Ehre, die Fahnenkompagnie zu bilden, und Alle wollten sich durch ihre Haltung dieser Ehre würdig zeigen. Selbst das Kompagniepferd schien zu wissen, um was es sich handelte, denn es ging so leicht, so flott und munter, als hätte es noch vier gesunde Beine und nicht vier Ueberbeine. Unbeweglich, starr wie aus Erz gegossen, saß der Häuptling auf seiner Rosinante, jetzt aber bekam er Leben, denn man näherte sich der Wohnung des Herrn Majors, in der der Fahnenträger sich bereits aufhielt, während gleichzeitig der zweitjüngste Leutnant auf seinen Platz an den rechten Flügel eilte.

Mit „Gewehr über" stand die Kompagnie unbeweglich und wartete auf den großen Augenblick, in dem sich die Hausthür öffnen und der Leutnant mit dem Fahnenträger und der Fahne erscheinen würde. Besonders der Häuptling starrte ein Loch in die Hausthür, denn sobald nur die äußerste Spitze der Fahnenstange sichtbar wurde, mußte er präsentiren lassen.

Aber die Fahne erschien nicht.

Für gewöhnlich hat der Fahnenträger, wenn der Leutnant das Haus betritt, die Fahne bereits aus dem Zimmer des Vorgesetzten geholt und wartet in dem Hausflur, so daß also höchstens zwei Minuten vergehen, bis beide wieder auf die Straße treten.

Dieses Mal aber verging mehr als die doppelte Zeit.

„Mit den jungen Leutnants wird es heutzutage immer trauriger," schalt der Hauptmann vor sich hin, „sie können weiß Gott nicht einmal die Fahne auf die Straße bringen. Na, mein Leutnant kann sich freuen, wenn ich ihn endlich wieder habe, einige Liebenswürdigkeiten werde ich ihm schon sagen."

Aber der Leutnant kam nicht, und die Fahne kam auch nicht.

Der Kompagnie fing die Sache an langweilig zu werden, vor allen Dingen konnte sie auch nicht mehr still stehen: die Leute schwankten hin und her, und die Gewehre lagen nicht mehr still und unbeweglich.

Der einzige, der still stand, war der Kompagniegaul, der war eingeschlafen.

Da öffnete sich endlich die Hausthür, endlich, endlich — — — der Gaul bekam einen Sporenstich und schlug unwillig ein Auge auf, um zu sehen, was es denn gäbe. Dann aber öffnete er auch das andere und richtete sich stolz auf, der große Augenblick war da, der jüngste Leutnant trat auf die Straße.

„Achtung — — — präsentirt das Gewehr!" erscholl das Kommando. Die Gewehre flogen herunter, die Musik spielte den Präsentirmarsch, und im strammen Parademarsch marschirte der Leutnant auf die Straße; da er selbst die vier Stufen der steinernen Treppe im Parademarsch hinuntergehen wollte, wäre er um ein Haar hingeschlagen.

Der jüngste Leutnant erschien und marschirte direkt auf seinen Hauptmann zu, aber die Fahne erschien nicht.

„Herr — — —" fuhr ihn der Vorgesetzte an, „Herr, sind Sie über Nacht wahnsinnig geworden? Wo haben Sie die Fahne?!"

„Ich melde ganz gehorsamst, Herr Hauptmann, die Fahne ist nicht da."

„Die — — — Fahne — — — ist — — — nicht — — — da?"

Unfähig, einen Gedanken zu fassen, starrte der Hauptmann seinen Leutnant an: „Die Fahne ist nicht da? Aber in des drei Teufels Namen, wo ist sie denn, wenn sie nicht da ist?"

Trotzdem es völlig unmilitärisch war, zuckte der Leutnant statt jeder Antwort nur mit der Achsel.

Und die Musik spielte immer noch den Präsentirmarsch, und die Kompagnie stand immer noch unter präsentirtem Gewehr.

Hauptmann von Bebitz saß einen Augenblick lang unbeweglich starr und leblos, wie der selige Ritter Toggenburg, auf seinem Gaul, dann aber durchfuhr ihn der Gedanke: die Fahne muß ja da sein. Und einem plötzlichen Impulse folgend, sprang er vom Pferde, warf die Zügel einem Musketier zu und eilte in das Haus. Aber die Fahne war nicht da. Hier, in diesem Zimmer, in dieser Ecke, in diesem Fahnenbrett hatte sie sonst gestanden, er selbst hatte sie vorgestern noch dort gesehen, als er in der Junggesellenwohnung seines Vorgesetzten zu einem männermordenden Skat eingeladen worden war. Er erkannte die Ecke genau wieder, denn er hatte dorthin verschiedene Zigarrenstummel geworfen, und siehe, die lagen auch noch da. Die Zigarrenreste waren da, die Ecke war noch da, aber die Fahne war nicht mehr da. Der Hauptmann machte ein Gesicht, das ihm unfehlbar den Abschied eingetragen haben würde, falls ein höherer Vorgesetzter es gesehen hätte, dann wandte er sich an den Fahnenträger, der neben ihm stand — — — allzu geistreich sah auch der nicht aus.

Und draußen stand die Kompagnie immer noch unter präsentirtem Gewehr, und die Musik spielte immer noch den Parademarsch.

„Wir müssen dem Herrn Major sofort Meldung machen," sagte der Hauptmann endlich, „rufen Sie den Burschen, er soll mich sofort bei dem Herrn Major melden."

Den Gedanken hatte der Fahnenträger schon lange gehabt, aber der Herr Major war schon vor einer Stunde mit seinem Burschen fortgeritten, der Fahnenträger selbst hatte ihn bei der Kaserne vorbeireiten sehen.

Die Fahne war weg und sie blieb weg. Mehr todt als lebendig stürzte der Hauptmann endlich auf die Straße, und dort stand die Kompagnie immer noch unter präsentirtem Gewehr, und die Musik spielte immer noch den Parademarsch. Herr von Bebitz schwang sich in den Sattel, ließ „Gewehr über" nehmen und rückte mit seiner Kompagnie ab. Der Schlag der Kirchenuhr hatte ihn daran gemahnt, daß es die höchste Zeit sei, abzumarschiren, wenn er überhaupt noch pünktlich zum Beginn der Besichtigung erscheinen wollte.

Der Hauptmann saß auf seinem Pferd und zermarterte sich sein Gehirn: wo war die Fahne? Was würde geschehen, wenn er ohne das Feldzeichen käme? Daß es ein Unglück gab, war ja ganz klar, ihn persönlich konnte kein Vorwurf treffen, das war wenigstens ein Trost, aber er dachte an seinen Major, der sich der größten Beliebtheit erfreute: der Mann war erledigt, dessen militärisches Leben war keinen Pfennig mehr werth. In dem letzten Feldzuge hatte die Armee nur eine einzige Fahne verloren, und unter einem Haufen von Leichen war sie später wieder gefunden worden, dem Major aber war die Fahne einfach aus seiner Wohnung gestohlen worden. Ob hier ein Racheakt oder was sonst vorlag, mußte später die Untersuchung ergeben, vorläufig war allein mit der nackten Thatsache zu rechnen. Es gab mehr als ein Unglück — — —was würden nur die hohen Vorgesetzten sagen? Es war gar nicht auszudenken.

Derselben Ansicht mußte auch das Hauptmannspferd sein, denn plötzlich blieb es stehen und schüttelte seinen alten Leib, daß die Sattelgurten knackten und daß sein Reiter beinahe in den Dreck geflogen wäre, dann setzte er seinen Marsch wieder fort.

Endlich, nach einer guten Stunde, erreichte der Hauptmann mit seiner Kompagnie den Exerzierplatz, und mit Schrecken sah er, daß er zu spät kam. Alle hohen Vorgesetzten waren schon versammelt, und daß man ihn mit Ungeduld erwartet hatte, wurde ihm sofort klar, als die höchste Excellenz ihn mit den Worten begrüßte: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie überhaupt noch kommen!"

Der Hauptmann legte die Hand an den Helm und warf seinem Major einen Blick zu, der da auf deutsch hieß: „Ich möchte Sie sehr gern einen Augenblick allein sprechen."

Aber der Major merkte nichts; so drängte Herr von Bebitz jetzt denn sein Pferd an das seines Bataillons-Kommandeurs heran und flüsterte ihm zu: „Herr Major, ich habe die Fahne nicht, sie ist gestohlen."

Der Major saß da, als habe ihn der Schlag gerührt, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen, mit stieren Augen blickte er seinen Hauptmann an: „Was ist gestohlen? Die Fahne?" fragte er endlich, und in seinem Entsetzen sprach er so laut, daß alle höheren Vorgesetzten es hörten. Und jetzt blieb nichts anderse übrig: nun mußte der Vorfall dienstlich gemeldet werden, und der Hauptmann meldete dem Herrn Major, daß er die Fahne habe abholen wollen, daß sie aber nicht dagewesen sei, und der Herr Major meldete dem Herrn Oberst, daß der Hauptmann die Fahne habe abholen wollen, daß sie aber nicht dagewesen sei, und der Herr Oberst meldete dem Herrn General, daß ihm der Herr Major soeben gemeldet habe, daß der Herr Hauptmann die Fahne habe abholen wollen, daß sie aber nicht dagewesen sei, und der Herr General meldete dasselbe an Seine Excellenz, den kommandirenden General. Und da dieser in diesem Augenblick Niemanden hatte, an den er die Meldung weiter geben konnte, so that er das Klügste, was es überhaupt gab: er behielt die Meldung für sich.

Es herrschte eine unheimliche Stille auf dem Exerzierplatz, selbst in der Natur war kein Laut zu vernehmen. Aber plötzlich erhoben sich zwei Krähen in allernächster Nähe und flogen mit lautem Gekrächze davon: es klang fast wie ein Angstschrei, und es schien, als flögen die Vögel so schnell sie konnten, um dieser Unglücksstätte hier zu entgehen. „Das sind die militärischen Aasgeier, die sich nachher auf meiner Leiche niederlassen," dachte der Major und sah den Thieren sehnsuchtsvoll nach, er wäre lieber gern mit davongeflogen.

„Hm, hm," machte Excellenz — — — ihm mußten verschiedene Klöße, die er nicht hinunterbringen konnte, in der Kehle sitzen, und etwas sagen mußte er schließlich doch auch und so sagte er noch einmal: „Hm, hm." Es war wenig, aber es genügte vollkommen. Das Herz drohte Allen stillzustehen, und der arme Major sah schon ganz gelb im Gesicht aus.

„Meine Herren, wenn Majestät das erfährt," nahm jetzt der Kommandirende das Wort. „Meine Herren, dann ist nicht nur das Bataillon blamirt für alle Zeiten, sondern auch das Regiment, die Brigade, die Division und das Armeekorps. Die strengste Untersuchung wird sofort eingeleitet werden, die Schuldigen werden ihrer Strafe nicht entgehen, aber trotzdem durfte die Fahne nicht abhanden kommen. Wo ist sie?"

„Da!" rief mit einem Mal ein Adjutant. Und wirklich erschien in einer Entfernung von vielleicht hundert Metern ein Musketier, der das Heiligthum des Soldaten ganz gemüthlich unter dem Arm trug und sich der Gruppe der hohen Vorgesetzten näherte.

War das Wirklichkeit oder optische Täuschung? Hauptmann von Bebitz rieb sich mit seinem Taschentuch die Augen und sah noch einmal hin, aber nein, er täuschte sich nicht, die Fahne kam näher und immer näher, und je näher sie kam, desto lebendiger wurde der Gesichtsausdruck des Herrn Majors, desto lebloser wurden die Züge des Herrn Hauptmann. Er wußte es: nun traf die Schuld doch ihn. Vorläufig stand er, oder richtiger gesagt, vorläufig saß er noch vor einem Räthsel, denn noch hielt er sich im Sattel.

„Wer schickt Sie?" fragte die höchste Excellenz, als der Musketier sich mit der Fahne zur Stelle gemeldet hatte.

„Der Wachthabende der Kasernenwache," lautete die Antwort.

Und gleich darauf kam die Aufklärung: die Fahne hatte gar nicht in der Wohnung des Herrn Major gestanden, sondern war bereits gestern Abend durch eine Sektion auf die Kasernenwache gebracht worden. Wie es in dem Befehl, der leider in den weitesten Kreisen durch die Schuld des Adjutanten gänzlich unbekannt geblieben war, aus drücklich geheißen hatte: „zur Erleichterung und zur Bequemlichkeit für die Fahnenkompagnie."

Einer, der's nöthig hat.

Aus Tarasp wird folgender Vorfall berichtet: Die hier weilende Gattin eines Bankdirektors traf auf ihrem Spaziergange einen anständig gekleideten Mann, der ein Schmetterlingsnetz und eine Schachtel mit gefangenen schönen Schmetterlingen trug. Sie hielt den Unbekannten für einen Mann, der Schmetterlinge fange, um sie an Kurgäste zu verkaufen, sprach ihn an und ersuchte ihn, er möge ihr für einen zu Hause weilenden Sohn etliche Exemplare gegen Entgeld überlassen. Der Fremde bedauerte, ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können, da er nur für sich sammle. Vor ihrem Hotel traf die Dame einen Bekannten, dem sie von dieser Begegnung erzählte, wobei sie zugleich auf den mit dem Fangnetze vorübergehenden Mann aufmerksam machte. „Ja, verehrte Frau," erwiderte der Bekannte lachend, „das glaub' ich wohl, daß der Mann dort keine Schmetterlinge verkauft. Der hat's Gottlob nicht nöthig — das ist Lord Rothschild aus London!"

Militär und Feuerwehr.

Ein Miliz-Hauptmann hat sich darüber beschwert, daß seine Kompagnie der zu einem Brande fahrenden Feuerwehr ausweichen mußte. „Aber wenn gerade Feuer ausgebrochen ist —" wandte man dem Hauptmann ein.

„Ach was," rief dieser, „Feuer giebt's nur dann, wenn ich es kommandire."

13,000 Vergißmeinnichts.

Auf eine eigenthümliche Art haben vor ungefähr hundert Jahren die Leipziger Schneider und Schuster den alten Rath des Horaz, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen, befolgt. Höflich, wie die Leipziger im Allgemeinen sind, fiel es ihnen immer schwer, ihre Schuldner zu mahnen, und Mahnbriefe schreiben war den guten Meistern von allen Arten die verhaßteste. Der Leute, die an alles eher dachten, als an die Bezahlung ihrer Schneider und Schuster, wurden aber beständig mehr und so wurde der Widerstreit zwischen den sanften Trieben des Herzens und der grausamen Nothwendigkeit endlich so quälend, daß die vereinigten Schneider- und Schuhmacher-Innungen eine Sitzung anberaumten, in welcher über die brennende Frage debattirt und eine Einigung über die Mittel zur Abhilfe erzielt werden sollte. Das Resultat dieser Sitzung nun war ein ganz merkwürdiges, obwohl der Beschluß noch vor Eintritt des blauen Montags gefaßt wurde. Man einigte sich dahin, von den Blumenmacherinnen Vergißmeinnichts anfertigen zu lassen und säumige Schuldner durch Uebersendung des zarten Blümleins an ihre Pflicht zu erinnern. Nach einem Leipziger Zeitungsbericht aus jenen Tagen bezifferte sich die Bestellung, welche der Zunftausschuß machte, auf 13,000 Vergißmeinnichts. Eine Zahl, die das Wort von der „guten alten Zeit" in recht betrübender Weise widerlegt. Wenn so viele Menschen ihre Schneider- und Schusterrechnungen ignoriren, so deutet das auf Verhältnisse, an die der Menschenfreund nur mit Schaudern zurückdenken kann.

Unbeabsichtigte Selbstkritik.

A.: „Wie ist nur möglich, daß sich der Dieb so ruhig von Ihnen hat überwältigen lassen?"

Dichter: „Er hatte sich einen Band meiner Gedichte zum Lesen vorgenommen und war darüber eingeschlafen."

So ist es!

Lehrer: „Kannst Du mir sagen, was Geschwindigkeit ist?"

Märchen: „Geschwindigkeit ist das, womit man einen heißen Teller wegsetzt."

Einfaches Mittel.

„Meine Frau weint noch immer, wenn ich ihr etwas nicht kaufen will."

„Da macht es meine Frau schon anders: sie lacht mich aus und kauft sich's selbst."

Merkwürdig.

Mann: „Hör' nur, unsere Nachbarsleute zanken sich schon wieder; die zanken sich aber auch alle Tage jetzt."

Frau: „Ja, die reden schon vier Wochen lang mit einander nicht."

Glaublich.

Herr (zum Bettler): „Sie haben ja kaum noch Zeug auf dem Leibe. Wie sind Sie denn eigentlich so verarmt?"

Bettler: „Ach, lieber Herr, ich bin schon ganz bloß auf die Welt gekommen."

Annonce.

Da meine Frau Hulda Klitsch, geb. Klatsch, mich böswillig verlassen hat, warne ich hierdurch Jedermann, ihr auf meinen Namen etwas zu verabfolgen, — ausgenommen Prügel. Nepomuk Klitsch.

Widerspruch.

A.: „Wer war denn der Seemann, mit dem Sie vorhin sprachen?"

B.: „Ein Landsmann von mir."

Die zwei Prinzipale.

Kommis A.: „Hören S' auf zu essen — der Alte kommt."

Kommis B.: „Welcher denn, — der junge oder der alte?"

Unter Kollegen.

Freund: „Du, der Schulze will sich ein Leids anthun."

Junger Arzt: „Ach was!"

Freund: „Ja, er will sich von Dir behandeln lassen."

Falsche Auffassung.

Konfirmand (liest laut aus einer Zeitung vor): „Ein braver Knabe mit guter Schulbildung aus achtbarer Familie findet in der Gold- und Silber-Scheide-Anstalt eine Lehrstelle u. s. w." — „Na, Vater, da braucht man doch nicht erst lange zu lernen, um Gold von Silber zu unterscheiden."

Bezirbild.

„Jesses, Jesses; — nee, der Kater — Wenn blos jetzt nicht kommt der Vater!"
Jammert Fritz — allein, allein —
Er scheint mit längst schon da zu sein.
Wo?